

A woman with long brown hair is lying on her back on a light blue, draped fabric. She is wearing a light blue dress with white polka dots and white ruffles. She is also wearing a necklace with blue and purple stones. Her right hand is resting on her hip, and her left hand is near her chest. The background is a solid light blue color.

LISA
KLEYPAS

*Dem **E**arl
ausgeliefert*

Roman

mtb

New York Times
Bestseller Autoren

Zum Buch

Unverhofft hat der teuflisch charmante Devon Ravenel einen Earltitel geerbt. Das bedeutet für den verwöhnten Lebemann zwar einen gesellschaftlichen Aufstieg, aber auch unerwünschte Verpflichtungen. Entschlossen, sich seine Freiheit zu bewahren, besucht er seine neuen Ländereien, um den Besitz baldmöglichst zu veräußern. Doch kaum auf Eversby Priory angekommen, steht er einer rothaarigen irischen Schönheit gegenüber – der Witwe des verstorbenen Earls! Und plötzlich scheint ihm der Gedanke, das Familienanwesen zu bewahren, gar nicht mehr so abwegig ...

Zur Autorin

Ihre preisgekrönten historischen Liebesromane, die in 20 Sprachen übersetzt sind und eine begeisterte Leserschaft gekonnt in vergangene Epochen entführen, haben Lisa Kleypas den Ruf einer Top-Autorin eingebracht. Regelmäßig finden sich ihre Bücher auf den Bestsellerlisten rund um den Globus. Mit ihrem Ehemann und ihren beiden Kindern lebt die Autorin in Texas.

Lisa Kleypas

Dem Earl ausgeliefert

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Gisela Grätz



MIRA® TASCHENBUCH

Copyright © 2018 by MIRA Taschenbuch
in der HarperCollins Germany GmbH

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
Cold-Hearted Rake
Copyright © 2015 by Lisa Kleypas
erschienen bei: Avon Books,
an Imprint of HarperCollins *Publishers*, US

Published by arrangement with
HarperCollins *Publishers* L.L.C., New York

Covergestaltung: büropecher, Köln
Coverabbildung: Harlequin Books S. A., S-F / Shutterstock
Redaktion: Bettina Lahrs
E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN E-Book 9783955767143

www.harpercollins.de

Werden Sie Fan von MIRA Taschenbuch auf [Facebook](#)!

1. Kapitel

*Hampshire, England,
August 1875*

Was zum Teufel habe ich bloß verbochen, dass das Schicksal mich so hart bestraft?« Devon Ravenel warf seinem jüngeren Bruder einen grimmigen Blick zu. »Mein Leben liegt in Trümmern. Und warum? Weil ein Verwandter, den ich nicht einmal leiden konnte, vom Pferd gestürzt ist.«

»Theo ist nicht gestürzt«, korrigierte Weston geduldig. »Er wurde abgeworfen.«

»Offenbar fand das Tier ihn genauso unleidlich wie ich.« Mit schnellen, rastlosen Schritten begann Devon im Empfangssalon auf und ab zu laufen. »Wenn Theo sich das verdammte Genick nicht bereits gebrochen hätte, würde ich losgehen und ihm eigenhändig den Hals umdrehen.«

In Westons Miene stand komische Verzweiflung, als er seinen Bruder kopfschüttelnd betrachtete. »Worüber beschwerst du dich? Du hast den Titel eines Earls geerbt, der dir ein Anwesen in Hampshire, ausgedehnten Grundbesitz in Norfolk, eine Stadtresidenz in London ...«

»Alles Fideikommiss, ich habe lediglich ein Nießbrauchsrecht. Sieh mir nach, wenn ich für Land und Liegenschaften, die mir weder gehören noch verkäuflich sind, wenig Begeisterung aufbringen kann.«

»Es ist nicht ausgeschlossen, dass du die Umwandlung in unveräußerliches Familienvermögen rückgängig machen kannst, je nachdem, wie der Vertrag im Einzelnen geregelt

ist. Und wenn das möglich ist, könntest du alles verkaufen und es ist gut.«

»So Gott will.« Angeekelt betrachtete Devon den an der Wand blühenden Schimmel. »Niemand kann von mir verlangen, dass ich hier lebe. Dieses Haus ist eine Ruine.«

Es war das erste Mal, dass die Brüder den auf den Grundmauern einer ehemaligen Klosteranlage errichteten Landsitz ihrer Vorfahren besuchten. Denn obwohl der Titel bereits kurz nach Theos Tod vor drei Monaten auf ihn übergegangen war, hatte Devon es so lange wie möglich vor sich hergeschoben, sich den Problemen zu stellen, die auf Eversby Priory auf ihn warteten.

Bis jetzt hatten sie nur die Eingangshalle und den Empfangssalon gesehen, die beiden Räume, die einen Besucher am meisten beeindrucken sollten. Doch die abgetretenen Teppiche, die heruntergekommenen Möbel mit den zerschissenen Polstern und die bröckelnden Stuckaturen, in deren Vertiefungen der Staub sich sammelte, verhiessen nichts Gutes für den Rest der Besichtigung.

»Das Haus muss dringend instand gesetzt werden.« Weston lächelte schief.

»Es muss dem Erdboden gleichgemacht werden«, korrigierte Devon bissig.

»So schlimm ist es nicht ...« Weston schrie kurz auf, als sein Fuß in eine Vertiefung im Teppich einsank. Er sprang erschrocken zur Seite und starrte auf die Einbuchtung. »Was in Dreiteufelsnamen ...?«

Devon bückte sich und hob eine Ecke des Teppichs an. Das morsche Parkett darunter wies ein Loch auf. Kopfschüttelnd ließ er den Teppich fallen und trat an das Buntglasfenster im Erker. Das Blei, das die rautenförmigen Glasscheiben zusammenhielt, war korrodiert, die Beschläge und Scharniere an den Rahmen verrostet.

»Warum hat er das nicht reparieren lassen?«, murmelte Weston kopfschüttelnd.

»Aus Geldmangel, was sonst?«

»Aber wie kann das sein? Das Anwesen ist weit über achttausend Hektar groß. Und bei den vielen Pächtern müssen die jährlichen Erträge ...«

»Herkömmlich betriebene Landwirtschaft wirft keine Gewinne mehr ab.«

»In Hampshire?«

Devon warf seinem Bruder einen düsteren Blick zu, bevor er sich wieder der Aussicht zuwandte. »Egal wo.«

Die Landschaft, auf die er hinaussah, war saftig grün und ländlich, die Felder waren unterteilt durch Hecken, die in voller Blüte standen. Doch irgendwo hinter den idyllischen Weilern mit ihren reetgedeckten Cottages und den fruchtbaren Ebenen mit ihren Mergelböden und den Waldungen mit altem Baumbestand wurden Hunderte Meilen Stahlschienen verlegt, auf denen bald Dampflokomotiven lange Reihen von Waggonen ziehen sollten. In ganz England schossen neue Fabriken und große Hallen für die Textilverarbeitung aus dem Boden, schneller als die Weidenkätzchen im Frühling. Es war Devons Pech, dass er den Titel zu einem Zeitpunkt geerbt hatte, als die Industrialisierung aristokratische Traditionen und die vornehme Lebensweise hinwegfegte wie ein Sturmwind.

»Woher weißt du das?«, fragte sein Bruder in seine Gedanken hinein.

»Das weiß doch jeder, Weston. Die Getreidepreise sind vollkommen eingebrochen. Wann hast du das letzte Mal einen Artikel darüber in der ›Times‹ gelesen? Schenkst du den Diskussionen im Club und in den Tavernen keine Aufmerksamkeit?«

»Nicht wenn es um Landwirtschaft geht«, gab Weston mürrisch zur Antwort. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und

rieb sich die Schläfen.

»Ich versuche es zumindest. Aber wenn Tod und Armut ins Spiel kommen, wird jedes Thema anstrengend.« Devon lehnte die Stirn an die Fensterscheibe. »Ich habe ein bequemes Leben ohne einen einzigen Tag redlicher Arbeit immer geschätzt. Jetzt habe ich Pflichten und Verantwortung.« Er sprach die Worte aus, als handelte es sich um etwas Obszönes.

»Ich helfe dir, Möglichkeiten zu finden, beidem aus dem Weg zu gehen.« Weston grub in den Taschen seines Gehocks und beförderte einen silbernen Flachmann zutage. Er drehte am Schraubdeckel und trank einen großen Schluck.

Devons Brauen schossen in die Höhe. »Ist es nicht ein bisschen früh für Brandy? Du wirst betrunken sein, ehe es Mittag ist.«

»Richtig, aber wenn ich jetzt nicht anfange, schaffe ich es nicht.« Weston setzte die Taschenflasche noch einmal an.

Sich gehen zu lassen schien bei seinem jüngeren Bruder zur Gewohnheit zu werden. Devon musterte Weston besorgt. Er war ein hochgewachsener, gut aussehender Mann von vierundzwanzig Jahren mit einem messerscharfen Verstand, den er offensichtlich gedachte, so selten wie möglich einzusetzen.

Exzessives Trinken im vergangenen Jahr hatte ihm ungesund rote Wangen beschert und seinen Hals und die Taille füllig werden lassen. Obwohl Devon es sich zum Prinzip gemacht hatte, sich nie in die Angelegenheiten seines Bruders einzumischen, fragte er sich, ob er dessen Trunksucht zur Sprache bringen sollte. Nein, Weston würde dies als unwillkommenen Ratschlag zurückweisen.

Sein Bruder verstaute den Flachmann in seiner Rocktasche, stützte die Ellbogen auf die Knie und legte die Fingerspitzen aneinander. »Du wirst dir Kapital beschaffen

und einen Erben zeugen müssen. Eine reiche Ehefrau sollte für beide Probleme die Lösung sein.«

Devon erbleichte. »Du weißt, dass ich nicht vorhabe, zu heiraten.« Schließlich konnte er sich gut genug, er war nicht dazu bestimmt, Ehemann und Vater zu werden. Die Vorstellung, die Farce seiner eigenen Kindheit zu wiederholen, mit ihm selbst in der Rolle des grausamen, gleichgültigen Vaters, verursachte ihm eine Gänsehaut. »Und mein Erbe bist du.«

»Glaubst du wirklich, ich überlebe dich?« Weston lachte ironisch. »Bei den vielen Lastern, die ich habe?«

Devon konnte nicht anders, er grinste schief.

Niemand hatte voraussehen können, dass ausgerechnet sie beide aus einem weit entfernten Zweig der Ravenels die Letzten sein würden, deren Stammbaum sich bis zur normannischen Eroberung zurückverfolgen ließ. Unglücklicherweise waren die Mitglieder der Familie immer etwas zu heißblütig und unbesonnen gewesen. Sie hatten jeder Versuchung nachgegeben, jede Sünde begangen, jede Tugend verachtet – mit dem Ergebnis, dass sie schneller zu sterben pflegten, als sie sich vermehren konnten.

Nun gab es nur noch sie beide.

Aber obwohl sie von Stand waren, hatten sie nie zum Hochadel gehört, jener Welt, die so exklusiv war, dass sie selbst dem niederen Adel verschlossen blieb. Devon kannte die komplexen Regeln und Rituale nicht, die die Aristokratie von den gewöhnlichen Massen unterschied. Aber er wusste, dass Eversby kein Glücksfall war, sondern eine Falle. Das Anwesen warf nicht genug ab, um sich selbst zu finanzieren. Es würde das bescheidene Jahreseinkommen aus Devons Treuhandvermögen verschlingen, ihn erdrücken und anschließend seinen Bruder.

»Lass die Ravenels aussterben«, fuhr Devon fort. »Wir waren von Anfang an ein übler Haufen. Wen schert es, wenn

der Earltitel erlischt?«

»Die Dienerschaft und die Pächter könnten etwas dagegen haben, ihren Lebensunterhalt und ihre Wohnstätten zu verlieren«, gab Weston nüchtern zu bedenken.

»Sie sollen sich von mir aus zum Teufel scheren. Ich sage dir, was ich mache. Als Erstes schicke ich Theos Witwe und seine Schwestern Koffer und Taschen packen. Sie sind von keinerlei Nutzen für mich.«

»Devon ...«, meldete sein Bruder sich unbehaglich zu Wort.

»Dann finde ich heraus, wie ich die Umwandlung in unveräußerliches Familienvermögen wirkungslos machen kann, und verkaufe das Anwesen stückweise. Wenn das nicht möglich ist, räume ich alles, was nur irgendwie Wert hat, aus, reiße das Haus ab und verkaufe die Steine ...«

»Devon.« Weston wies mit der Hand zur Tür. Eine schwarz verschleierte zierliche Gestalt stand auf der Schwelle.

Theos Witwe.

Sie war die Tochter von Lord Carbery, einem irischen Adligen, der ein Gestüt in Glengarrif besaß, und hatte Theo nur drei Tage vor seinem Unfall geheiratet. Die Tragödie, die einem für gewöhnlich so freudigen Ereignis wie der Hochzeit auf dem Fuß gefolgt war, musste ein grausamer Schock gewesen sein, und als eines der letzten Mitglieder einer aussterbenden Familie hätte Devon ihr nach Theos Unfall eine Beileidsbekundung schicken sollen. Doch irgendwie war er nie dazu gekommen, das Vorhaben in die Tat umzusetzen, obwohl der Gedanke sich so hartnäckig in seinem Hinterkopf gehalten hatte wie eine Fluse auf einem Rockaufschlag.

Vielleicht hätte er sich zu dem Kondolenzbrief aufrufen können, wenn er seinen Cousin nicht so sehr gehasst hätte. Das Leben war Theo in vieler Hinsicht wohlgesinnt gewesen, hatte ihn mit Reichtum, Privilegien und gutem Aussehen bedacht, aber anstatt seinem Schicksal dankbar zu sein,

hatte er sich wie ein Rüpel benommen, unerträglich selbstgefällig und arrogant. Devon konnte Kränkungen und Beleidigungen nicht leicht vergessen, und so war es jedes Mal, wenn er Theo getroffen hatte, zu Zank und Streit gekommen. Es wäre eine Lüge gewesen, wenn er behauptet hätte, dass das Ableben seines Cousins ihm leidtat.

Und was Theos Witwe betraf, so brauchte sie kein Mitleid. Sie war jung und kinderlos und gut versorgt, sodass es leicht für sie sein würde, sich wieder zu verheiraten. Es hieß, sie sei eine Schönheit, doch da der schwere schwarze Schleier sie verhüllte, war es unmöglich, das zu beurteilen. Eines indes war sicher: Nach all dem, was sie gerade unfreiwillig mit angehört hatte, musste sie Devon für verabscheuungswürdig halten.

Es war ihm egal.

Als er und Weston sich verbeugten, machte sie einen flüchtigen Knicks. »Willkommen, Mylord. Und Mr. Ravenel. Ich werde Ihnen so bald wie möglich eine Aufstellung des Inventars zukommen lassen, damit Sie Ihre Plünderung auf geordnete Art und Weise durchführen können.« Ihre Sprache war geschliffen, die Stimme kultiviert, jedoch mit Abneigung überzogen wie mit Raureif.

Devon sah ihr aufmerksam entgegen, als sie näher trat. Ihre Gestalt war zu schmal für seinen Geschmack, fast gertenschlank in der schweren Trauerkleidung. Doch ihre beherrschten Bewegungen hatten etwas Fesselndes, eine kaum wahrnehmbare Lebhaftigkeit unter der äußeren Ruhe.

»Mein Beileid zu Ihrem Verlust.« Er neigte kurz den Kopf.

»Meine Glückwünsche zu Ihrem Gewinn.«

Devon runzelte die Stirn. »Ich versichere Ihnen, ich habe den Titel Ihres Gatten nie gewollt.«

»Das stimmt«, ließ Weston sich vernehmen. »Den ganzen Weg von London hierher hat er sich darüber beschwert.«

Devon warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

»Mr. Sims, der Butler, wird Ihnen das Haus und die Außenanlagen zeigen, wann immer Sie wünschen«, sagte die Witwe. »Da ich, wie Sie zu bemerken geruhten, von keinerlei Nutzen für Sie bin, werde ich mich auf mein Zimmer zurückziehen und anfangen zu packen.«

»Lady Trenear«, sagte Devon knapp, »wir haben einen schlechten Anfang gemacht. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Ihnen zu nahe getreten bin.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Mylord. Solche Bemerkungen waren genau das, womit ich bei Ihnen gerechnet hatte.« Sie sprach weiter, ehe Devon dazu kam, zu antworten. »Darf ich fragen, wie lange Sie beabsichtigen, auf Eversby Priory zu bleiben?«

»Voraussichtlich zwei Tage. Vielleicht könnten Sie und ich beim Dinner darüber reden ...«

»Ich fürchte, meine Schwägerin und ich werden nicht in der Lage sein, mit Ihnen zu Abend zu essen. Wir sind von Kummer überwältigt und werden die Mahlzeiten unter uns einnehmen.«

»Countess ...«

Ohne ein weiteres Wort, ja selbst ohne zu knicksen, verließ sie den Raum.

Verdutzt starrte Devon ihr hinterher. Im nächsten Moment überzog ein Ausdruck von Empörung seine Züge, und er kniff die Augen zusammen. Noch nie hatte ihn eine Frau so behandelt. Er spürte, dass sein Temperament mit ihm durchzugehen drohte. Es war unerhört, dass sie ihn für eine Situation verantwortlich machte, die ihm keinerlei Wahl ließ!

»Womit habe ich das verdient?«

Es zuckte um Westons Mundwinkel. »Abgesehen davon, dass du sagtest, du würdest sie auf die Straße setzen und ihr Zuhause abreißen?«

»Ich habe mich entschuldigt!«

»Entschuldige dich nie bei einer Frau. Es bestärkt sie nur darin, dass du im Unrecht bist, und steigert ihren Zorn.«

Devon wollte verdammt sein, wenn er sich Unverschämtheiten von einer Frau gefallen ließ, die ihm eigentlich Hilfe hätte anbieten sollen, statt ihm Vorwürfe zu machen. Witwe hin oder her, sie würde eine wichtige Lektion lernen müssen.

»Ich spreche mit ihr«, beschied er grimmig.

Weston zog sich eine Polsterbank heran, legte die Füße darauf und streckte sich, ein Kissen hinter seinem Kopf arrangierend, bequem aus. »Weck mich, wenn du fertig bist.«

Devon verließ das Empfangszimmer und folgte der Witwe mit langen, weit ausgreifenden Schritten. In ihrer schwarzen Trauerkleidung segelte sie in einiger Entfernung vor ihm her durch den Korridor wie ein Piratenschiff unter Vollzeug.

»Warten Sie«, rief er ihr zu. »Ich habe es nicht so gemeint.«

»Oh doch.« Sie blieb stehen und wirbelte zu ihm herum. »Sie wollen das Anwesen und Ihr Familienvermögen vernichten, allein aus selbstsüchtigen Gründen.«

Er hatte sie eingeholt und blieb ebenfalls stehen, die Hände zu Fäusten geballt. »Hören Sie«, begann er kühl, »das Einzige, worum ich mich in meinem bisherigen Leben kümmern musste, waren mein Stadthaus, eine Wirtschafterin, ein Kammerdiener und mein Pferd. Und nun soll ich ein heruntergekommenes Anwesen mit mehr als zweihundert Pachtfarmen verwalten. Ich würde sagen, das verdient einige Nachsicht. Wenn nicht sogar Mitleid.«

»Sie Ärmster! Wie anstrengend, wie lästig, dass Sie zur Abwechslung einmal an jemand anderen denken müssen als nur an sich selbst.«

Mit diesem verbalen Hieb wollte sie davonmarschieren. Dummerweise war sie vor einer Wandnische stehen

geblieben, in der normalerweise eine Statue oder ein anderes Kunstwerk auf einem Podest zur Schau gestellt wurde.

Nun hatte er sie! Wohlüberlegt stützte er seine Hände rechts und links von ihren Schultern ab und blockierte ihren Rückzug. Er hörte, wie sie nach Luft schnappte, und verspürte, auch wenn er nicht stolz darauf war, Genugtuung darüber, dass er es geschafft hatte, sie zu verunsichern.

»Lassen Sie mich gehen.«

Er reagierte nicht. »Wie heißen Sie?«

»Warum? Ich würde Ihnen nie gestatten, mich bei meinem Namen zu nennen.«

Verärgert ließ er den Blick über ihre verschleierte Gestalt gleiten. »Ist Ihnen schon einmal der Gedanke gekommen, dass wir von gegenseitiger Unterstützung mehr profitieren als von Feindseligkeit?«

»Ich habe gerade meinen Ehemann und mein Heim verloren. Was genau habe ich zu gewinnen, Mylord?«

»Vielleicht sollten Sie es herausfinden, ehe Sie mich zu Ihrem Feind erklären.«

»Sie waren schon ehe Sie hierherkamen mein Feind.«

Devon ertappte sich dabei, wie er versuchte, ihr Gesicht durch den Schleier hindurch zu erkennen. »Müssen Sie dieses verdammte Ding tragen?«, fragte er gereizt. »Ich komme mir vor, als würde ich mich mit einem Lampenschirm unterhalten.«

»Man nennt es einen Trauerschleier, und ja, in Anwesenheit von Besuchern muss ich ihn tragen.«

»Ich bin kein Besucher. Ich bin Ihr Cousin.«

»Mein angeheirateter Cousin.«

Als er sie betrachtete, merkte er, wie seine Wut nachließ. Wie zierlich sie war, wie zerbrechlich. So winzig und flink wie ein Sperling. Er schlug einen sanfteren Ton an. »Seien Sie nicht so stur. Es besteht keine Notwendigkeit, den Schleier

in meiner Gegenwart zu tragen, außer Sie wollen wirklich weinen. In dem Fall schlage ich vor, Sie ziehen ihn augenblicklich über Ihr Gesicht. Ich kann es nicht ertragen, wenn eine Frau weint.«

»Weil Sie so weichherzig sind?«, fragte sie sarkastisch.

Eine entfernte Erinnerung meldete sich in ihm, eine, an die zu denken er sich seit Jahren nicht mehr gestattet hatte. Er versuchte sie zu verscheuchen, doch das Bild von ihm selbst als kleinem Jungen von fünf oder sechs Jahren, der vor der geschlossenen Tür des Ankleidezimmers seiner Mutter saß, aufgewühlt vom Weinen, das von drinnen an sein Ohr drang, wollte nicht weichen. Er wusste nicht, was sie zum Weinen gebracht hatte, doch es war zweifellos um eine gescheiterte Liebesbeziehung gegangen, von denen sie viele gehabt hatte. Seine Mutter war eine viel bewunderte Schönheit gewesen, die sich mitunter in einer einzigen Nacht ver- und wieder entliebte. Sein Vater, ihrer Launen müde und von seinen eigenen Dämonen getrieben, war kaum je zu Hause gewesen. Devon entsann sich der erstickenden Ohnmacht, die er empfunden hatte, wenn sie weinte und er außerstande gewesen war, ihr zu helfen. Er hatte sich damit begnügen müssen, Taschentücher unter der Tür hindurchzuschieben, zu betteln, dass sie ihm öffnete, und immer wieder zu fragen, was los war.

»Du bist so ein lieber Junge, Dev«, hatte er sie dann schniefend sagen hören. »Das sind kleine Jungen aber immer. Erst wenn sie erwachsen sind, werden sie selbstsüchtig und grausam. Ihr Männer seid dazu bestimmt, Frauen das Herz zu brechen.«

»Ich nicht, Mummy!«, hatte er zurückgerufen. »Ich verspreche es.«

Bei ihrem Auflachen, das eher wie ein Schluchzen klang, war ihm klar geworden, dass er etwas Dummes gesagt

haben musste. »Doch, das wirst du, mein Kleiner. Selbst wenn du es nicht beabsichtigst.«

So oder ähnlich hatte es sich wiederholt abgespielt, doch an diese Szene erinnerte Devon sich am besten.

Seine Mutter hatte recht behalten. Zumindest war ihm oft vorgeworfen worden, dass er ein Herzensbrecher sei. Aber er hatte immer betont, dass er nicht die Absicht hatte, zu heiraten. Selbst wenn er sich je verliebte, würde er einer Frau ein solches Versprechen niemals geben. Es bestand kein Grund dazu, wenn Versprechen doch nur dazu da waren, gebrochen zu werden. Er hatte erfahren, welchen Schmerz Liebende einander zufügen konnten, und das wollte er niemandem antun.

Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Frau vor ihm. »Nein, ich bin nicht weichherzig«, beantwortete er ihre Frage nüchtern. »Aber ich empfinde Frauentränen als manipulativ und schlimmer noch, sie machen unattraktiv.«

»Sie sind mit Abstand der abscheulichste Mann, dem ich je begegnet bin«, sagte sie fest.

Die Art, wie sie jedes Wort betonte, ähnelte dem Abschießen von Pfeilen von einem Bogen. Devon lächelte belustigt. »Wie vielen Männern sind Sie begegnet?«

»Genug, um einen niederträchtigen zu erkennen, wenn ich ihn vor mir habe.«

»Ich bezweifle sehr, dass Sie durch diesen Schleier hindurch überhaupt etwas erkennen.« Er befingerte einen Zipfel der schwarzen Gaze. »Sie können ihn unmöglich gerne tragen.«

»Im Gegenteil.«

»Weil er Ihr Gesicht verbirgt, wenn Sie weinen.« Es war eine Feststellung, keine Frage.

»Ich weine nie.«

Verblüfft fragte Devon sich, ob er sich womöglich verhöhrt hatte. »Sie meinen, nicht seit dem Unfall Ihres

Ehemannes?«

»Nicht einmal dann.«

Was für ein Typ Frau würde so etwas sagen, vorausgesetzt, dass es überhaupt stimmte? Devon fasste den Saum des Schleiers und hob ihn an. »Halten Sie still.« Er schlug die Gaze nach hinten. »Nein, weichen Sie nicht zurück. Wir beide werden uns jetzt zusammennehmen und versuchen, eine zivilisierte Unterhaltung von Angesicht zu Angesicht zu führen. Allmächtiger, man könnte ein Handelsschiff auftakeln mit dieser Unmenge an Stoff ...«

Devon verstummte abrupt, als er ihr Gesicht enthüllt hatte, und starrte in die bernsteinfarbenen Augen, die ein wenig schräg standen, fast wie bei einer Katze. Sekundenlang stockte ihm der Atem, er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Seine sämtlichen Sinne waren damit beschäftigt, ihr Antlitz in sich aufzunehmen.

Eine Frau wie sie hatte er noch nie gesehen.

Sie war jünger, als er erwartet hatte, mit hellem Teint und rotbraunem Haar, das zu schwer wirkte für die aufgesteckte Frisur, die sie trug. Ausgeprägte hohe Jochbeine und ein schmales Kinn verliehen ihren Zügen etwas Erlesenes und Raubtierhaftes zugleich, eine Art exquisite Katzenhaftigkeit. Ihre Lippen waren so voll, dass sie üppig genannt werden konnten, selbst wenn sie sie so wie jetzt fest zusammenpresste. Sie mochte nicht im konventionellen Sinne schön sein, doch sie war so einzigartig, dass die Frage nach Schönheit sich nicht stellte.

Das Oberteil ihres Trauerkleides war schmal geschnitten und lag eng an, ehe es an den Hüften in einen reich gefältelten, bauschigen Rock überging. Als Mann konnte man nur ahnen, welche Figur unter all dem Fischbein, den Kaskaden von Rüschen, den komplizierten Nähten stecken mochte. Selbst ihre Hände und Handgelenke waren von schwarzen Handschuhen bedeckt, und abgesehen von

ihrem Gesicht war ihre Kehle an der Stelle, wo der hohe Kragen eine u-förmige Einkerbung aufwies, das einzig sichtbare Stück Haut. Sie schluckte, und durch die Bewegung wirkte die Stelle unendlich verletzlich und intim. Sie lud förmlich dazu ein, dass ein Mann seine Lippen daraufpresste und das Pochen ihres Pulses spürte.

Am liebsten hätte Devon genau dort angefangen, ihre Kehle geküsst und sie entkleidet, wie man ein kompliziert verpacktes Geschenk auswickelte, bis sie sich stöhnend unter ihm wand. Wenn er es mit einer anderen Frau zu tun gehabt hätte und die Umstände andere gewesen wären, hätte er sie auf der Stelle verführt. Dann ging ihm auf, dass er sie offenen Mundes anstarrte, er kam sich vor wie ein Fisch auf dem Trockenen, und er durchforstete seine heißen, wirren Gedanken nach irgendeiner unverbindlichen Bemerkung.

Zu seinem Erstaunen war sie es, die das Schweigen als Erste brach. »Mein Name ist Kathleen.«

Ein irischer Name. »Wie kommt es, dass Sie ohne Akzent sprechen?«

»Ich wurde als Kind schon nach England geschickt, um bei Freunden der Familie in Leominster zu leben.«

»Wieso?«

Eine Falte erschien zwischen ihren schön geschwungenen Brauen. »Meine Eltern waren mit ihren Pferden beschäftigt. Sie verbrachten mehrere Monate im Jahr in Ägypten, wo sie arabische Vollblüter für das Gestüt erwarben. Ich war ... im Weg. Ihre Freunde, Lord und Lady Berwick, beide ebenfalls Pferdenarren, boten ihnen an, mich bei sich aufzunehmen und zusammen mit ihren beiden Töchtern zu erziehen.«

»Und Ihre Eltern leben noch in Irland?«

»Meine Mutter starb, aber mein Vater lebt noch dort, ja.« Ihr Blick ging in die Ferne, in Gedanken schien sie ganz

woanders zu sein. »Er hat mir Asad zur Hochzeit geschenkt.«

»Asad?«, wiederholte Devon verwirrt.

Als sie ihn ansah, stieg ihr die Röte ins Gesicht. Sie wirkte bestürzt.

Devon verstand. »Das Pferd, das Theo abwarf«, sagte er ruhig.

»Asad konnte nichts dafür. Er war so schlecht zugeritten, dass mein Vater ihn zurückkaufte von dem Gentleman, der ihn ursprünglich erworben hatte.«

»Warum hat er das Problempferd Ihnen gegeben?«

»Ich pflegte Lord Berwick beim Zureiten der Hengstfohlen zu helfen.«

Devons Blick glitt abschätzend über ihre feingliedrige Gestalt. »Sie sind nicht größer als ein Vögelchen.«

»Man braucht keine rohe Gewalt, um einen Araberhengst zuzureiten. Araber sind eine sensible Rasse – ihr Training erfordert Einfühlsamkeit und Geschick.«

Zwei Eigenschaften, die Theo völlig abgegangen waren. Wie unsäglich dumm von ihm, sein Leben und das eines wertvollen Pferdes aufs Spiel zu setzen!

»Tat Theo es aus einer Laune heraus?«, konnte Devon sich nicht enthalten zu fragen. »Wollte er angeben mit ihm?«

Etwas Hitziges flammte kurz in den leuchtenden Augen auf, erlosch jedoch umgehend wieder.

»Er war schlechter Laune und ließ sich nicht davon abbringen.«

Typisch Ravenel.

Wenn jemand Theo zu widersprechen gewagt oder ihm etwas verweigert hatte, war er sofort sehr wütend geworden. Vielleicht hatte Kathleen geglaubt, mit ihm umgehen zu können, oder sich gesagt, dass er mit der Zeit milder werden würde. Sie konnte nicht wissen, dass das Temperament der Ravenels für gewöhnlich sämtlichen

Verstand und Selbsterhaltungstrieb ausschaltete. Devon hätte gern von sich angenommen, dass er davon nicht betroffen war, doch in der Vergangenheit hatte er sich mehrfach zu vernichtend jähzornigen Ausbrüchen hinreißen lassen. Es fühlte sich immer großartig an, zumindest so lange, bis man mit den Folgen konfrontiert wurde.

Kathleen verschränkte die Arme fest vor der Brust, mit den schwarz behandschuhten Fingern umklammerte sie ihre Ellbogen. »Ein paar Leute meinten, ich hätte Asad erschießen sollen nach dem Unfall. Doch es wäre grausam gewesen, ihn zu bestrafen für etwas, das nicht sein Fehler war.«

»Haben Sie in Betracht gezogen, ihn zu verkaufen?«

»Das möchte ich nicht. Doch selbst wenn ich es wollte, ich müsste ihn erst zureiten.«

Devon hielt es nicht für klug, Kathleen in die Nähe eines Pferdes zu lassen, das gerade, wenn auch nicht willentlich, ihren Ehemann getötet hatte. Und aller Wahrscheinlichkeit nach würde sie nicht lange genug auf Eversby Priory bleiben, um Fortschritte mit dem Araberhengst zu erzielen.

Doch darauf einzugehen war jetzt nicht der geeignete Zeitpunkt.

»Ich würde mir gern die Gartenanlage ansehen«, sagte er stattdessen. »Würden Sie mich begleiten?«

Sie wirkte verstört und wich unmerklich zurück. »Ich sage dem Obergärtner Bescheid, dass er sie Ihnen zeigen soll.«

»Mir wäre es lieber, Sie täten es.« Devon machte eine Pause, dann fragte er: »Oder haben Sie Angst vor mir?«

Ihre Brauen zogen sich zusammen. »Ganz sicher nicht.«

»Dann kommen Sie mit.«

Ohne seinem dargebotenen Arm Beachtung zu schenken, warf sie ihm einen misstrauischen Blick zu. »Sollen wir Ihren Bruder bitten, uns zu begleiten?«

Devon schüttelte den Kopf. »Er macht ein Schläfchen.«

»Zu dieser Tageszeit? Ist er krank?«

»Nein, er hält es wie die Katzen. Ausgedehnte Schlummerphasen, unterbrochen von kurzen Perioden, in denen er sich der Körperpflege widmet.«

Ihre Mundwinkel zuckten ein wenig, als gäbe sie widerwillig ihrer Belustigung nach. »Lassen Sie uns gehen.« Sie schob sich an ihm vorbei und schlug einen raschen Schritt an. Devon folgte ihr, ohne zu zögern.

2. Kapitel

Nach nur wenigen Minuten in Devon Ravenels Gesellschaft war Kathleen sich sicher, dass jedes verdammte Gerücht, das sie über ihn gehört hatte, zutraf. Er war ein egoistischer Mistkerl. Ein widerlicher, unzivilisierter Rüpel.

Er sah gut aus ... Das musste sie ihm lassen. Wenn auch nicht so wie Theo, der mit den edlen Zügen und dem goldenen Haar eines Apollon gesegnet gewesen war. Devon Ravenel war ein dunkler Typ, seine Züge kühn und verwegen, durchdrungen von einem Zynismus, der ihn keine Minute jünger aussehen ließ als die achtundzwanzig Jahre, die er war. Ihr Blick in seine tiefblauen Augen, deren Farbe sie an die aufgewühlte See im Winter erinnerte, erschütterte sie. Er war glatt rasiert, doch seine untere Gesichtshälfte wies einen Bartschatten auf, den selbst die schärfste Rasierklinge nicht ganz beseitigen konnte.

Er schien genau die Sorte Mann zu sein, vor der Lady Berwick sie gewarnt hatte: »Du wirst es mit Männern zu tun haben, die etwas von dir wollen, mein Liebes. Gewissenlose Männer, die dir Gott weiß was versprechen, die ihren ganzen Charme spielen lassen und ihre Fähigkeiten als Verführer einsetzen, um ihre unkeuschen Ziele zu erreichen und junge Frauen zu entehren. Wenn du merkst, dass du es mit einem solchen Schurken zu tun hast, suche augenblicklich das Weite.«

»Aber woran erkenne ich, dass ein Mann ein Schurke ist?«, hatte Kathleen gefragt.

»Am unzüchtigen Glimmen in seinen Augen und der Leichtigkeit seines Charmes. An den

verabscheuungswürdigen Gefühlen, die seine Gegenwart in dir erzeugt. Diese Sorte Mann besitzt ein gewisses Etwas ... Eine Art animalische Anziehungskraft, wie meine Mutter es zu nennen pflegte. Hast du mich verstanden, Kathleen?«

»Ich glaube, ja«, hatte sie geantwortet, obwohl es nicht ganz der Wahrheit entsprochen hatte zum damaligen Zeitpunkt.

Heute wusste Kathleen genau, was Lady Berwick gemeint hatte. Der Mann, der neben ihr ging, besaß eine animalische Anziehungskraft im Übermaße. »Von dem, was ich bisher gesehen habe«, unterbrach er ihre Gedanken, »wäre es das Vernünftigste, diesen verrottenden Haufen Holz und Stein anzuzünden, statt auch nur den Versuch zu wagen, etwas zu reparieren.«

Kathleens Augen weiteten sich. »Eversby Priory ist ein historisches Kleinod. Das Anwesen ist vierhundert Jahre alt.«

»Genau wie die Rohrleitungen, möchte ich wetten.«

»Die Rohrleitungen erfüllen ihren Zweck«, sagte sie abwehrend.

Eine seiner dunklen Brauen schoss in die Höhe. »So, dass es für mein Brausebad ausreicht?«

Sie zögerte. »Ein Brausebad werden Sie nicht nehmen können.«

»Ein normales Bad dann? Wunderbar. In welche Art modernem Gefäß werde ich mich also heute Abend zurücksinken lassen können? Einem rostigen Eimer?«

Zu ihrem Verdruss spürte sie, wie ein Lächeln in ihren Mundwinkeln zuckte. Es gelang ihr, es niederzukämpfen. »Einem tragbaren Zuber aus Zink«, antwortete sie würdevoll.

»Es gibt in den Badezimmern keine einzige gusseiserne Wanne?«

»Ich fürchte, es gibt keine Badezimmer. Der Zuber wird in Ihr Ankleidezimmer gebracht und, wenn Sie fertig sind,

wieder entfernt.«

»Gibt es überhaupt fließendes Wasser?«

»Im Wirtschaftstrakt und in den Ställen.«

»Aber mit Klosetts ist das Haus doch sicher ausgestattet?«

Sie warf ihm einen tadelnden Blick zu, als er das delikate Thema erwähnte.

»Wenn Sie nicht zu empfindlich sind, Pferde zuzureiten, die nicht gerade für eine diskrete Erledigung ihrer körperlichen Bedürfnisse bekannt sind, können Sie sich sicher auch dazu durchringen, mir die Anzahl der Klosetts im Haus zu nennen.«

Sie wurde rot, als sie sich zu einer Antwort zwang. »Keines. Nur Nachttöpfe und ein Abort, der sich draußen befindet.«

Unübersehbar abgestoßen von dieser Vorstellung, maß er sie mit einem ungläubigen Blick. »Wirklich keines? Es gab Zeiten, da war Eversby eines der wohlhabendsten Anwesen in ganz England. Warum zum Teufel wurden nie Wasserleitungen im Haus verlegt?«

»Theo war in dieser Frage der gleichen Ansicht wie sein Vater. Es gab keine Veranlassung dafür, solange so viele Diener zur Verfügung standen.«

»Gewiss doch. Was für eine angenehme Betätigung, mit schweren Wasserkannen die Treppen hinauf- und hinunterzulaufen. Von den Nachttöpfen ganz zu schweigen. Die Diener müssen unendlich dankbar sein, dass sie bis jetzt dieses Vergnügens nicht beraubt wurden.«

»Sparen Sie sich Ihren Sarkasmus«, konterte sie trocken. »Es war nicht meine Entscheidung.«

Sie folgten einem gewundenen Kiesweg, der von Eiben und beschnittenen Birnbäumen gesäumt war. Devon machte ein finsternes Gesicht.

Als üble Nichtsnutze hatte Theo seinen Cousin Devon und dessen jüngeren Bruder bezeichnet. »Sie gehen jeder

anständigen Gesellschaft aus dem Weg und ziehen es stattdessen vor, sich mit Menschen niederen Charakters abzugeben. Die meiste Zeit verbringen sie in Spelunken im East End und in Bordellen. Jede Art von Erziehung war bei ihnen die reine Verschwendung. Weston verließ Oxford sogar ohne Abschluss, weil er ohne Devon nicht dortbleiben wollte.« Theo hatte offenbar den beiden entfernten Verwandten keine große Sympathie entgegengebracht, doch Devon gegenüber hegte er eine besondere Abneigung.

Welch eigenartige Laune des Schicksals, dass ausgerechnet dieser Mann Theo beerbte.

»Warum haben Sie Theo geheiratet?« Devon überrumpelte sie mit der Frage. »Aus Liebe?«

Kathleen zog die Stirn kraus. »Ich würde es vorziehen, wenn wir unsere Unterhaltung auf unverbindliche Themen beschränkten.«

»Unverbindliche Themen sind langweilig.«

»Unabhängig davon würde man von einem Mann Ihres Ranges erwarten, diese Art von Konversation zu beherrschen.«

»Konnte Theo es?« Er klang abfällig.

»Ja.«

Devon ließ ein verächtliches Schnauben hören. »Ich hatte nie das Vergnügen, seine speziellen Fähigkeiten kennenzulernen. Vielleicht weil ich immer zu beschäftigt war, seinen Fäusten auszuweichen.«

»Sie und Theo scheinen nicht das Beste im anderen zum Vorschein gebracht zu haben.«

»Stimmt. Wir waren uns zu ähnlich in unseren Charakteren.« Spott lag in seiner Stimme, als er fortfuhr. »Doch wie es scheint, verfüge ich über keine seiner Tugenden.«

Kathleen schwieg, ließ ihren Blick über die verschwenderisch blühenden weißen Hortensien, die

Geranien und den roten Bartfaden gleiten. Vor der Hochzeit hatte sie geglaubt, Theos Fehler und Tugenden genau zu kennen. Während der sechsmonatigen Verlobung hatten sie Tanzabende und andere gesellschaftliche Veranstaltungen besucht und Kutschfahrten und Ausritte gemacht. Theo war stets bestechend charmant gewesen. Obwohl Freunde sie vor dem berüchtigten Temperament der Ravenels gewarnt hatten, war sie zu vernarrt in ihn gewesen, um darauf zu hören. Und die Einschränkungen, denen eine Brautwerbung unterworfen war – begrenzte Gelegenheiten, einander zu sehen, und wenn, dann unter Aufsicht –, hatten das ihrige dazu beigetragen, dass ihr Theos wahrer Charakter verborgen geblieben war. Zu spät hatte sie erkannt, dass man einen Mann erst kennenlernte, wenn man mit ihm zusammenlebte.

»Erzählen Sie mir von seinen Schwestern«, sagte Devon in ihre Gedanken hinein. »Es sind drei, wie ich mich erinnere. Alle unverheiratet?«

»Ja, Mylord.«

Die Älteste von ihnen, Helen, war einundzwanzig. Die Zwillinge, Cassandra und Pandora, neunzehn. Weder Theo noch sein Vater hatten sie in ihren Testamenten bedacht. Für eine blaublütige junge Dame ohne Mitgift war es keine leichte Aufgabe, einen angemessenen Verehrer zu finden. Und der neue Earl hatte ihnen gegenüber keinerlei rechtliche Verpflichtung.

»Sind die Mädchen in die Gesellschaft eingeführt?«

Kathleen schüttelte den Kopf. »Sie waren die letzten vier Jahre praktisch ununterbrochen in Trauer. Zuerst starb ihre Mutter, dann der Earl. Sie sollten dieses Jahr debütieren, doch nun ...« Sie verstummte.

Neben einem Blumenbeet blieb Devon stehen, sodass sie gezwungen war, ebenfalls innezuhalten. »Drei unverheiratete junge Damen von Stand ohne Einkommen

und ohne Aussteuer«, stellte er nüchtern fest, »ungeeignet für jegliche Form von Arbeit und zu stolz, um einen gewöhnlichen Mann zu heiraten. Und nachdem sie ihr halbes Leben auf dem Land verbracht haben, sind sie wahrscheinlich so fade wie Haferbrei.«

»Sie sind nicht fade. Im Gegenteil ...«

Ein gellender Schrei unterbrach sie.

»Hilfe! Scheußliche Bestien greifen mich an! Gnade, ihr grausamen Ungeheuer!« Die Stimme gehörte einem jungen Mädchen und klang nach einer alarmierenden Notlage.

Devon rannte augenblicklich los, den Kiesweg entlang, durch ein offenes Tor in einen von einer Mauer umgebenen Garten. Ein schwarz gekleidetes Mädchen tobte auf einem von Blumen umstandenen Stück Rasen herum, während zwei schwarze Spaniels immer wieder an ihr hochsprangen. Devon verlangsamte seinen Schritt, als die Schreie sich in ein wildes Kichern verwandelten.

»Die Zwillinge«, sagte Kathleen atemlos, als sie ihn eingeholt hatte. »Sie spielen nur.«

»Verdammter Mist!« Devon blieb stehen.

»Zurück, ihr Bestien!« Cassandra hörte sich an wie ein Piratenkapitän, sie täuschte und parierte mit einem Ast, als wäre er ein Degen. »Oder ich ziehe euch euren wertlosen Balg über die Ohren und verfüttere euch an die Haie!« Mit einer geschickten Bewegung zerbrach sie den Ast über ihrem Knie. »Apport, ihr Fellwuschel!«, befahl sie den Hunden und warf die Stöcke über den Rasen.

Fröhlich bellend rannten die Spaniels davon.

Das andere Mädchen, das auf dem Boden lag – Pandora –, stützte sich auf den Ellbogen und beschattete die Augen mit der Hand, als sie die Besucher bemerkte. »Ahoi, Landratten«, begrüßte sie sie übermütig. Weder sie noch ihre Schwester trugen einen Hut oder Handschuhe. An

Pandoras einem Ärmel fehlte die Manschette, und von Cassandras Rock hing eine abgerissene Rüsche herunter.

»Wo sind eure Schleier, Mädchen?«, schalt Kathleen.

Pandora schob sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Aus meinem habe ich ein Fischernetz gemacht, und den von Cassandra brauchten wir, um Beeren zu waschen.«

Die Zwillinge waren so ungewöhnlich mit ihren anmutig langen Gliedern und dem zerzausten Haar, auf dem das Sonnenlicht tanzte, dass es nur folgerichtig erschien, sie nach griechischen Göttinnen benannt zu haben. Mit ihren rosig überhauchten Wangen und dem unordentlichen Erscheinungsbild wirkten sie fröhlich ausgelassen und ungezähmt.

Cassandra und Pandora waren viel zu lange von der Welt ferngehalten worden. Insgeheim empfand Kathleen es als eine Schande, dass Lord und Lady Trenears Zuneigung fast ausschließlich Theo gegolten hatte, dem einzigen Sohn, durch dessen Geburt der Fortbestand der Familie und der Titel des Earls gesichert war. In der Hoffnung auf einen zweiten Sohn hatten sie die Ankunft dreier unerwünschter Töchter als absolutes Desaster betrachtet. Die ruhige, fügsame Helen zu übersehen war für die enttäuschten Eltern einfach gewesen. Und die unbändigen Zwillinge hatten sie einfach sich selbst überlassen.

Kathleen ging zu Pandora und half ihr vom Boden hoch. Eifrig begann sie, Blätter und Grashalme, die an den Rücken des Mädchens hafteten, abzuklopfen. »Liebes, ich hatte euch doch heute Morgen gesagt, dass wir Besuch bekommen.« Ohne großen Erfolg versuchte sie, die Hundehaare von dem dunklen Stoff zu wischen. »Hättet ihr nicht eine etwas ruhigere Beschäftigung finden können, Lesen zum Beispiel ...«

»Wir haben sämtliche Bücher in der Bibliothek gelesen«, unterbrach Pandora sie bestimmt. »Dreimal.«

Cassandra trat zu ihnen, die kläffenden Spaniels auf den Fersen. »Sind Sie der Earl?«, fragte sie Devon.

Der bückte sich, um die Hunde zu streicheln. Als er sich aufrichtete, war seine Miene vollkommen neutral. »Ja. Es tut mir leid. Mir fehlen die Worte, um auszudrücken, wie sehr ich wünschte, Ihr Bruder wäre noch am Leben.«

»Armer Theo«, ließ Pandora sich vernehmen. »Er hat so oft gefährliche Dinge getan, und nie ist ihm etwas passiert. Wir dachten alle, er wäre unbezwingbar.«

»Das dachte er selbst anscheinend auch«, ließ Cassandra sich nachdenklich vernehmen.

»Mylord.« Kathleen trat dazwischen. »Ich möchte Ihnen Lady Cassandra und Lady Pandora vorstellen.«

Devon musterte die Zwillinge, die einem Paar zerzauster Waldfeen ähnelten. Mit dem blonden Haar, den großen blauen Augen und dem perfekten Rosenknospenmund mochte Cassandra vielleicht als die Hübschere gelten. Pandora dagegen, mit ihrer biegsamen, schlanken Gestalt, dem dunklen Haar und dem schmalen Gesicht war entschieden die Apartere von beiden.

Die schwarzen Spaniels umsprangen sie kläffend. »Ich habe Sie noch nie gesehen«, sagte Pandora zu ihm.

»Doch, haben Sie«, erwiderte er lächelnd. »Bei einem Familientreffen in Norfolk. Aber Sie waren beide zu jung, um sich daran zu erinnern.«

Cassandra musterte ihn. »Kannten Sie Theo?«

»Ein wenig.«

»Mochten Sie ihn?«

Ihre direkte Frage überraschte ihn. »Ich fürchte, nein«, antwortete er ehrlich. »Wir gerieten bei jeder Gelegenheit in Streit.«

»Typisch Jungs.« Pandora zuckte die Schultern.

»Alles Hohlköpfe und Raufbolde.« Als Cassandra merkte, dass sie Devon unabsichtlich beleidigt hatte, schenkte sie

ihm ein unbefangenes Lächeln. »Das gilt natürlich nicht für Sie, Mylord.«

Ein entspanntes Lächeln zuckte um seinen Mund. »Ich fürchte, die Beschreibung passt durchaus auf mich.«

»Das Ravenel-Temperament.« Pandora nickte wissend. »Wir haben es auch«, flüsterte sie theatralisch.

»Unsere ältere Schwester Helen ist die Einzige, die nicht damit geschlagen ist«, fügte Cassandra hinzu.

»Nichts bringt sie aus der Ruhe«, ließ Pandora sich wieder vernehmen. »Wir haben sie so oft auf die Probe gestellt, aber ohne Erfolg.«

»Mylord«, schaltete Kathleen sich ein, »sollen wir dann unseren Weg zu den Gewächshäusern fortsetzen?«

»Ja, sicher.«

»Dürfen wir mit?«

Kathleen schüttelte den Kopf. »Nein, Cassandra. Ich schlage vor, ihr beiden geht ins Haus, um euch herzurichten und umzukleiden.«

»Ich finde es fabelhaft, wieder einmal Gäste am Abendbrottisch zu haben«, rief Pandora lebhaft. »Besonders solche, die geradewegs aus London kommen. Ich bin unglaublich gespannt, was sie zu erzählen haben!«

Devon warf Kathleen einen fragenden Blick zu.

Sie antwortete den Zwillingen direkt. »Ich erklärte Lord Trenear bereits, dass wir in Trauer sind und unter uns dinieren.«

Es hagelte Proteste. »Kathleen, bitte! Es war so langweilig ohne Besucher ...«

»Wir benehmen uns tadellos, ich verspreche es ...«

»Sie sind doch unsere Cousins!«

»Was ist denn so schlimm daran?«

Kathleen verspürte ein leichtes Bedauern. Sie wusste, wie ausgehungert die Mädchen nach jeder Art von Zerstreuung waren. Doch sie hatten es mit dem Mann zu tun, der ihnen